

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Dem Abgrunde zu

[urn:nbn:de:bsz:31-339514](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339514)

Dem Abgrunde zu.

Bis gift'gen Hauches über mich
Des Lasters Wehthat kam,
Ein Todeswind mein Feld durchstrich
Ihm jede Blüthe nahm.

N. F. U. R. S.

I.

Der Anfang.

Der Blüthenduft in den Rebgeländen ist seit einer Woche schon verfliegen; ein tüchtiger Gewitterregen hat die Traubenkämme abgepüßelt; was riesen muß ist verriest, frisch und fröhlich strecken sich die Träublein an den dunkel belaubten Schössen. Diese sind wild und zügellos geworden, sie statten einander, von einem Rebstock zum Andern, Visite ab und wie die Weibskent, beim Erzählen das Ende nicht finden können, so bleiben auch die Berten gemüthlich an einander hängen. Doch der Rebmann urtheilt: „Jeder für sich und was nicht geht, muß brechen.“ So meint's auch eine Frau, die ein Bündel Kornstroh unter dem Arm am Rebstück anlangt. Sie will sich eben an's Hesten machen, als das vierjährige Büblein, das hintendrein getrottelt, schreiend ihr in den Schuß kommt.

„Mutter, Kirſchen!“ deutet er ungeſtüm auf den Baum, an dem die kleinen Früchtlein ſich zu röthen beginnen.

„Bleib ſtill, Seppel,“ jagt die Mutter, „ſie ſind nicht unſer, ſie ſind Barthels.“

„Ich will aber doch,“ brüllt der Seppel.

Was thut die Mutter? ſie hakt einen Aſt herunter und ſetzt den Buben mit den geſtohlenen Kirſchen an den Rain. at ſie Ruh; ſie lehrt die Rebgarten Ordnung; ihre eigene meifterloſe Gerte läßt ſie ranken nach eigenen Gedanken. Als das Bändlein gefüllt, wurden die Augendeckel ſchwer, Sepp ſchläft ein. Als er aufwacht, verſpürt er Durſt, der Mutter kleines Vogel liegt unter einem Rebſtock. Damit weiß der Knirps ſchon umzugehn. Er trinkt ſo lang es läuft, dabei kommt den Rebſtöcken das Tanzen an, der Kirſchbaum tanzt, alles dreht ſich im Wirbel biß das Büblein ſchwer und bewußtloß in die Furche ſinkt.

Die Sonnenſtrahlen fallen ſchräg in das Laubgewirre, haſtiger hebt die Frau die Ranken, um ſie mit den Strohhalmen an die Pfähle zu binden. Der Schweiß näßt ihr das Geſicht, in dem Maß als der Gaumen und die Lippen trocken werden.

„Fertig muß ſein!“ entſcheidet ſie, „ich trink' wenn ich heimgel'!“ Als ſie die Furche herabkommt, ſieht ſie ſich den Schaden an. Das Vogel iſt eben ſo leer, als der Seppel voll iſt.

„Jeſus, Maria, Joſeph!“ ſeuzt die Frau, indem ſie das hölzerne Trinkgeßäß aufhebt, „es iſt gar nichts mehr drinn!“ Der kleine Reß, welcher nicht in den Hals geſtoffen, war, als

dem kleinen Trinker das Vogel entfiel, in die Furche gelaufen. „Heilloser Bengel!“ schimpft die durstige Mutter und haut dem Schuldigen um die Ohren. Dieser glockt sie gläsern an und fängt, seiner Gewohnheit gemäß, an zu brüllen.

„Schweig du!“ gebietet die Frau, „man muß sich vor den Leuten schämen!“ Sie tritt den Heimweg an und zerrt den schwankenden Knaben hinter sich her. Am Brunnentrog pudelt sie ihn ab und bringt ihn in's Bett.

Seppel hat heute, ohne klingendes Lehrgeld, zweierlei gelernt: 1. daß wenn man Lust zu Kirichen hat, man sie, im gegebenen Fall, von des Nachbars Baum hakt; 2. wenn man Durst hat, so setzt man das Vogel an den Mund und läßt's auslaufen.

Während die Leute ihren Geschäften nachgehen, können wir uns das Anwesen betrachten. Allem Anscheine nach sind's von den Rebleuten, die, unter schwerer Arbeit und Sorge, es dahin bringen, ihren Unterhalt, sammt den Abgaben aus ihrem Eigenthum zu schlagen, wenn sie nämlich Beide in den Tagelohn gehen; übrigens ist es mit dem Eigenthum nicht ganz richtig: essen doch noch Schulden mit aus der Schüssel, und das ist schlimm. Es scheint indeß, daß es dem Ehepaar nicht so vorkommt, denn kaum heben sie ein wenig den Kopf, so stecken sie sich wieder, indem sie ein neues Rebstück ankaufen, immer hoffend ein guter Jahrgang werde sie herausreißen. So vergehen den Leuten die Tage in oft recht schweren Verhältnissen. Sie trösten sich, daß es besser kommen werde, und übersehen was in der Gegenwart zu thun wäre, um einer

schönen Zukunft entgegen zu gehen. Sie versäumen das Kind zu ziehen, das ihnen Gott anvertraut. Sie haben nur Augen für die Kalenderzeichen, und was diese bringen werden, aber was Gott der Herr von ihnen will: Weise das Werk meiner Hände zu mir! das übersehen sie.

Die Kuh ist gemolken und gefüttert, der Hühnerstall geschlossen, die Suppe verzehrt, die Schüssel steht gewaschen auf dem Schafst, als es vom Kirchturm herab, zum englischen Gruß klenkt. Die Frau nimmt den Rosenkranz vom Weiskessel und geht der Kirche zu. Andere Weiber gehen mit, sie antwortet knapp auf deren Gruß. Es ist ihr nicht um's Reden, wenn sie an die Glasaugen und das erdfahle Gesicht ihres Kindes denkt.

Das Abendroth bricht sich in den gemalten Kirchenscheiben; geheimnißvoll zittert das farbige Licht über die Bänke hin und verklärt das Marienbild über dem Seitenaltar. Die ruhigen Züge der Heiligen erscheinen dabei noch friedevoller als im Tageslicht.

Die Frau, welcher wir gefolgt, erhebt traurig den Blick zu der Mutter Gottes, die Lippen murmeln das Vater Unser, während die Kugeln des Rosenkranzes durch die von Arbeit gehärteten Finger gleiten, aber trübe bleibt dennoch das Auge. „Du heilige Mutter Gottes,“ seufzt sie, „wie hast du's so gut, dein Kind ist brav; aber du, lieber Gott, was wird aus unserm Seppel werden? — Drei sind uns gestorben. Man kann doch dem nicht Ueberdrang anthun, daß er, durch unsere Schuld, auch noch stirbt.“ Sie ist aufgestanden, aber, um der

Toden, um des noch lebenden Willen, kniet sie noch einmal nieder. Endlich verläßt auch sie die Kirche. Müd wie sie ist, schläft die Frau um's Handumkehren ein. Beim Morgenrauen wird sie auf's neue von dem eisernen Rad der Tagesarbeit erfaßt; dazu gesellt sich die Sorge um's tägliche Brod, um Abgabe und schuldigen Zins. Kein Wunder, daß sie die Sorge um den Seppel vergißt. Wenn er ihr manchmal die Woche über mit seinem begehrliehen Heulen in den Weg läuft, so sagt sie wie gewöhnlich: „Da hast's, aber jetzt laß' mich in Ruh.“

Die Besper ist aus. Vater Riedel aus der Kirche kommend, steht mit Frau und Kind an der Gatterthüre. „Ich will, schäh ich,“ sagt er, „einen Gang machen, um zu sehen wie's im Kastel aussieht.“ Was das zu bedeuten hat, weiß seine Frau. Am Schluß des Spazierganges hängt der Kappen mit dem Sonntagsschoppen, der dem fleißigen Tagelöhner wohl zu gönnen ist. Das weiß aber auch Seppel, deßhalb packt er des Vaters Hand und sagt: „Ich geh' mit!“

„Laß ihn daheim,“ meint die Frau, „du weißt wie er auf's Trinken ist!“

„Ach was!“ ist die Antwort, „das thut nichts; er trinkt nicht bloß aus meinem Glas, alle Andern bringen es dem Kind.“

„Das ist eben zu fürchten,“ sagt die Mutter; da aber der Bub auf offener Gasse brüllt: „Ich will mit! ich will mit!“ nimmt sie die Rosenkränze sammt den Meßbüchlein und geht ihrem Sonntagsschläfchen zu, während Vater und Söhnchen dem Kastel zu wandern.

Das Rebstück, mit den kaum erbsgroßen Traubenbeeren, zieht

den Seppel nicht an; auch steht kein Kirschbaum in der Nähe, deswegen zupft er den Vater an der Rutte, er will fort. Als dieser sich nicht an das Nergeln kehrt, nimmt's das Söhnlein ernster, es brüllt, so daß der Vater, wohl oder übel, das Examen abkürzt und dem Rappen zugeht. Andere Bauern sitzen in der Stube. Niedel grüßt, man rückt zusammen, so daß er, und auch Seppel, Platz am Tisch finden. Die Wirthin bringt den Schoppen, nach dem der Kleine greift, als wär' er für ihn gebracht.

„Halt, Alterle,“ meint der Vater, „wenn du anfangst, so ist's allzubald fertig.“

Als Seppel das Maul verzieht, sagt der gutmüthige Thalmüller: „Heul nit, Bübel, da trink aus meinem Glas.“ Der Knabe packt das Gebotene mit zwei Händen, und thut einen so tüchtigen Zug, daß man allgemein seine Leistungsfähigkeit anerkennt. Natürlich legt das vierjährige Kind weitere Proben seines Vermögens ab, bis es mit stieren Augen auf die Bank fällt. „Den hat's!“ meinten die Gäste lachend.

Einer aber, der Förster, brummte: „Niedel, denk an mich, mit dem Kerl da bindet Ihr Euch eine Ruth' auf den Buckel.“

„Ach was!“ lachte Niedel etwas verlegen, „der hat noch Zeit vor sich, er kann sich bessern.“

„Er kann aber auch noch schlimmer werden,“ entgegnete der Förster, trank sein Glas aus und ging.

Eine Weile war's still in der Stube, bis einer der Gäste urtheilte: „Es ist ein Aparter, unser Förster. Niemand macht's

ihm zu Dank. Bei dem Ansehen im Wald ist er wie der Teufel hinter Einem drein. Wenn die Raute einen halben Zoll weniger tief ist als sie sein soll, verführt er einen Bärm, daß es dem Ruckuck Angst wird.“

„Ich bin lezt hin dazugekommen,“ berichtete ein Anderer, „als er seinem Buben gottserbärmlich das Fell gegerbt. Warum? Das Kind hat, mit Andern, beim Schloßbauern ein Paar Erdäpfel ausgegraben, um sie am Feuer, das sie gemacht, zu braten.“

„Deßwegen wär' der hochmüthige Schloßbauer nicht Banderott geworden!“ urtheilte eine andere Stimme.

„Ich glaub' es war des Feuers wegen, und in dem hat er Recht,“ gab wieder Einer seine Meinung ab. Von da weg kam die Rede auf Brandgeschichten; in unerschöpflicher Rede wurden alle Brände, bei denen man gewesen und nicht gewesen, erzählt. Die Gäste im Rappen lebten um so wohler daran als die Berichte grausig waren. Aber Keinem kam es entfernt ein, daß in dem Büblein auf der Bank, ein Funken glimme, der sich ungehindert zur Brunst entwickeln sollte, die Haus und Heim, Dasein und Leben verzehren mußte.

II.

Die Schule.

Wenn an Allerseelen den Todten ihr Recht geschieht, so ist der Tag nachher für die Jugend bedeutend. Die Winterschule

fangt an, dazu kommen nicht bloß die alten Schüler, man führt auch dem Lehrer die Rekruten zu. Unter diesen ist heuer der Seppel. Mißmuthig läßt er sich von der Mutter zum Schulhaus ziehen.

„Jesus Maria!“ sagt eine der Frauen, welche den gleichen Weg wandern, „wie sieht doch des Niedels Seppel schneifig aus. Den bringen sie wieder nicht auf. Allwege füttern sie ihn nicht.“

„Sie tränken desto besser,“ sagt eine Andere, „der Kerl kauft, unser Großvater hat's aus dem Wirthshaus heimgebracht. Heilige Mutter Gottes bewahr' unsere Kinder vor dem!“

Seppels Mutter hörte von allem nichts, aber es fie ihr doch auf, wie ihr Kind leid und elend neben den Andern, ausfah. Dabei meinte sie, ein gutes Glas Wein müsse ihn herausreißen. Der Wein war rar, nur ein klein wenig konnte von dem letzten Herbst für den Gebrauch erübrigt werden; aber dieser sollte für das Bübel sein. Sie und ihr Mann könnten schon mit dem Trinkwein (Wasser das über den gekelterten Trabern gegährt und mit Zucker versüßt ist) vorlieb nehmen. Uebrigens haben wir ja beim Tagelöhnern unsern Wein, tröstet sie sich.

Sie übergibt dem Lehrer ihr Kind, aber ungerupft läßt sie Seppel nicht fort. Er verzieht das Gesicht zum Heulen und will es eben zum Brüllen bringen, als Frau Nidel ihn durch eine Dutte Zuckerdings zum Schweigen bringt. Nun ist die Mutter dem neuen Schüler schon entbehrlich.

Wie es Seppel daheim gewöhnt ist, probirt er es in

der Schule. Es bekommt ihm aber schlecht. Hat er doch hier, nicht mit schwachen Eltern aber mit einem ernstem Lehrer, dem die Kinder, wohl oder übel gehorchen müssen, zu thun. Das Brüllen trug dem meisterlosen Burschen tüchtige Schläge ein, sammt der Erklärung: „So nun weißt du, warum du heulst.“ Seppel gewöhnte sich wohl das Brüllen ab, aber er kam dafür selten und immer seltener in die Schule.

Für's Gewöhnliche hatte er Bauchweh wenn's gegen die Schulzeit ging. Da eines seiner Geschwister an der Ruhr gestorben war, kam bei dieser Krankheitserrscheinung die arme Mutter in tausend Aengste. Das schrieb sich der Kleine hinter's Ohr.

Waren dann die Eltern bei der Arbeit, so wurde er schnell wieder gesund; er trieb sich in der Nähe umher oder überraschte Vater oder Mutter in den Reben, wo er treulich am Vogel mithalf.

Auf die Klagen des Lehrers über diese Nachlässigkeit antwortete die Mutter seufzend: „Es ist unser Einziger, ein kränkliches Kind, dem die Luft gut thut; ist er einmal darüber draus, so muß er gewiß immer kommen.“ Allem Anscheine nach sollte Seppel nicht darüber 'naus kommen. Mußte doch der Herr, als er in die christliche Lehre kam, bestätigen, daß Joseph Kiedel weder lesen noch schreiben könne. Der Mutter that's leid, daß ihr Kind keinerlei Weise in der Kirche zu gebrauchen war, weder zum Chorknaben, noch bei der Prozession zum Blätterstreuen. Er lottelte so mit, während Andre im feinen Chorchemlein dem Herrn dienten.

Als er zuing, luden Niedere, wie das Gebrauch ist, Pathen und Verwandten zum Essen. Seppel sollte natürlich in die Besper, daraus wurde nichts, lag er doch, in seinen neuen Kleidern, bewußtlos auf dem Bett. „Es ist ihm nicht gut!“ entschuldigte die Mutter. Die Gäste lachten ungläubig und Einer sagte vor sich hin: „Morgens den Herrn empfangen und zur Besper voll sein; aus dem kann Etwas werden!“

Sepp ging mit dem Vater in den Taglohn, aber es währte nicht lang, so erklärte dieser: „Ich kann den Schliffel nicht brauchen, er bringt mich um die besten Häuser. Er thut nichts und wenn er etwas macht hat's keine Art.“ Nun sollte er mit der Mutter die eigenen Neben bauen, aber es ging keinerlei Weise vom Fleck. Die Frau meinte schließlich solche Arbeit sei zu hart für ihr Kind; er solle Schneider werden, so sei er doch im Schermen.

Der Meister probirte mit ihm und sagte dann: „Spar' das Lehrgeld, Gevatter, aus dem Sepp wird sein Tag des Lebens kein Schneider!“

Nun ging er in die Fabrik und brachte am Zahntag heim was ein zehnjähriges Kind verdient. Seppel hatte das Weintrinken in guten Jahren gelernt, nun folgte aber ein Mißjahr dem Andern und es sah aus als solle das Trinken einstweilen an den Nagel gehängt werden. Da thaten sich die Branntweinschleußen von Norddeutschland auf. Ueber den Rhein her kommt Schnaps die Hülle und Fülle, an jedem Krämerladen taucht die Schnapsflasche auf. Der Arbeiter verdünnt das Gift und trinkt es anstatt des theuren Weines. Die Gewohn-

heitsstrinker fallen darüber her. Dieser Handel grünt und blüht, selbst dann, wenn anderer Verkehr stockt. Wie es den armen Elsäffer dabei geht, das kümmert die Fabrikanten nicht, die wünschen sich Glück zu dem neuen Boden, den sie für den Vertrieb ihres unheilvollen Productes gewonnen.

III.

Der Tod.

„Seppel, geh zum Doktor; es ist dem Vater nicht zum Besten.“ Mit dieser Bitte begegnet die Mutter dem aus dem Fabriksaal heimkehrenden Sohn. Seppel geht. Der Arzt macht ein bedenkliches Gesicht. Nidel war vor zwei Tagen durchnäst heimgekommen und in den nassen Kleidern geblieben. Dies hat er wohl schon hundert mal ohne Nachtheil gethan, aber diesmal warf's ihn. Frost und Hitze wechselten, Engigkeit und Stechen im Rücken war immer da. Das Blasenpflaster wirkte nicht. Ohnerachtet aller Pflege von Seiten der Mutter ging der Arbeiter seinem Ende zu. Ehe sich die Sinne verwirrten, sagte er: „Du kannst mich dauern, der Seppel ist nichts und wird nichts, halt ihn besser unter dem Daumen, sonst kommst du nicht aus mit ihm!“ Darüber kam der Geistliche mit dem Sterbsakrament; fast bewusstlos empfing der Kranke die Wegzehrung. Das Todesröcheln hob und senkte die müde Brust. In tiefem Jammer kniete die treue Lebensgefährtin am Bett.

Der Sohn glogte stumpf auf den mühsam nach Luft und Licht ringenden Vater. Selbst dann als der letzte Herzstoß den Lebensfaden abgerissen, regte sich nichts in dem verödeten Herzen des jungen Trinkers.

Am Abend kamen Verwandte und Nachbarn um bei der Leiche abwechselnd zu wachen und zu beten. Die Hausmutter brachte Kaffee und Schnaps. Bei letzterem that sich Sepp so lang güttlich bis er schlafend auf der Bank lag.

„Halt ihn unter dem Daumen!“ Das war bald gesagt, aber Riedel hatte dabei vergessen, daß weder er, noch seine Frau, den Jungen je unter dem Daumen gehalten, so lange dies möglich gewesen wäre. Mit dem Irrthum, vielleicht auch mit den Vorwürfen seines Gewissens, schied der Mann aus der Welt, während die Wittve zeitlebens schwer daran tragen sollte.

„Sepp,“ sagte sie nach der Beerdigung, als sie so recht anfang ihren Verlust zu übersehen, „jetzt mußt du daran. Des Vaters Geschirz steht draußen, nun nimm du's auf den Buckel!“

„Ich!“ gähnte der Sohn verwundert bei dieser Zumuthung.

„Ja du,“ erwiderte die Frau, „Tagelöhner können wir nicht nehmen, dazu langt's beiweitem nicht, du solltest selbst noch in den Taglohn, wie's der Vater selig allzeit gethan hat.“

„Es wird genug sein,“ brummte der Sohn, „wenn ich unser Gut schaff', vom Tagelöhnern will ich vor der Hand nichts wissen.“

Als jedoch Sepp das Vogel sein großer und einziger

Trost, bei der bevorstehenden Gacket, füllen wollte, klang das Trinkweinfäßlein verdächtig hohl; bei diesen verhängnißvollen Tönen änderte er plötzlich seine Meinung dahin, daß er doch, des Trinkens halber, in den Taglohn gehen wolle.

IV.

Hochzeit.

Ob als Eigenthümer oder als Tagelöhner, das wissen wir nicht genau, sitzt Freund Sepp eben auf der Stelle, wo wir ihn zum ersten Male gesehen; der Kirschbaum, der in reicher Fülle seine Blüthendolden in der Luft wiegt, fesselt den jungen Mann wohl nicht wie er es bei dem Büblein gethan; aber das Vogel in seiner Hand nimmt seine Aufmerksamkeit und Zuneigung auch jetzt wieder durchaus in Anspruch, selbst dann noch als durch die Furche herunter lustig die Weise klingt:

Bald graß' ich am Nektar, bald graß' ich am Rhein,
Bald haw' ich a Schäßel, bald bin ich allein!

Erst als ein feckes Mädchen mit Grastuch und Sichel sichtbar wird, stopft Seppel das Spundloch zu, und will aufstehen.

„Hast' Ruhestund'?“ fragt spöttlich die Jungfer.

„Man wird verschnaufen dürfen!“ meint unwirsch der Häcker.

„Das kann Einem Niemand verwehren!“ bestätigte das Mädchen und setzte sich auf das Futtertuch gezerüber.

Nun hatten Karst und Sichel ihre Hitzferien.

„Na Sepp!“ leitete das Mädchen die Unterhaltung ein, „nun bist du Meister.“

„So so! so! wenn die Mutter nicht wär“,“ erwiderte Riedel.

„Wenn du eine Frau nimmst, hat deine Alte nicht mehr viel zu bedeuten,“ kam es von der andern Seite der Kirche her.

Diese Rede fiel bei Sepp auf wie ein Stein in dem Weiher; er erblickte dabei ganz neue, nie geahnte Aussichten. Er heirathen, das war ein Wort das sich hören ließ.

„Theresel,“ sagte er, „so unrecht ist das nicht, was du da vorbringst.“

„Gäll, das gefällt dir, Sepp!“ sagte freudestrahlend Therese.

„Und du gefällst mir ganz besonders!“ erklärte Sepp galant.

Was sich nach diesem Gedankenaustausch anspann, wird wohl schon Einer oder der Andere meiner pffiffigen Leser merken.

So verwundert wird wohl keiner dreinlugen, als wie die Wittfrau Riedel, welcher ihr Sohn kurz anzeigte: „Mutter, ich heirath!“ Die gute Frau ließ den Strickstrumpf fallen; sie hatte kaum noch Athem genug um zu fragen:

„Wer ist denn dein Schatz?“

„Des Großen Bauern Magd, das Theresel!“ lautete die gewünschte Auskunft.

„Sepp, wo denkst du hin? Das freche Ding' soll in unser

Haus? Das ist ein nichtsnutziger Keff, das schmeißt seine frechen Guckeln, über einem Vaterunser, dreimal in der Kirch' herum, und laßt sie nur da hocken wo Mannsleut sind."

"Mutter, das versteht Ihr nicht," sagte Sepp, "Ihr seid halt eine von den altmodischen Betschwestern, wo meinen sie müssen die Mutter Gottes mit dem Rosenkranz verschlucken. Eine lustige Jungfer hat's anders."

"Theresel ist auch sonst nichts. So wie das Futter aussieht, das ein Mädcl auf dem Kopf heim trägt, so wird's in seiner Haushaltung. Dem seine Well (Futterbündel) und ein Spagennest ist Eins wie das Andere."

"Auf die Well kommt's nicht an, wenn nur etwas im Tuch ist," meinte Sepp, "ich will das Theresel und es will mich, wir können so gut heirathen wie die Andern."

"Aber, Sepp, denk' an den Vater selig, der ein so braver Mann gewesen, und seine Leut waren brav so weit hinauf man sich besinnen kann, und nun soll Eins unter unsere Ziegeln, von dem kein Mensch weiß, wo es herkommt und wem es zugehört."

"Seid nur still, Mutter, es hilft alles nichts; ich laß nicht vom Theresel und so gehört's mir an." Somit klappte er die Thüre zwischen die Mutter und sich.

Diese hebt die Augen zu der Mutter der Schmerzen, welche über dem Tisch hängt. Ein Schwert dringt durch der Maria Herz. Die trostlose Wittwe legt die gefaltene Hände über die Brust als fühle auch sie die tiefen Wunden bluten, die ihr einziger Sohn ihr geschlagen.

Wie im Traume nimmt sie den Rosenkranz und geht in die Kirche. „Da wird jetzt meine einzige Heimath sein, schätz ich, denn mir wird's übel gehen!“ sagt sie vor sich hin, als sie auf die Steinplatten vor dem Marienaltar niederkniet. Beim Heimgehen biegt sie vom Kirchhofweg ab; am Grab ihres Mannes kniet sie hin und weint zum Erbarmen. Die Dämmerung legt sich über die Gräber, schaurig heben sich die grauen Leichensteine, geheimnißvoll flüstert der Abendwind durch das Glittergold, schwarzen Rabenflügeln gleich wehen die Trauerflöre um die Kreuze. Deswegen kommt dem armen Herzen kein Bangen an, die Frau fürchtet sich nicht vor den Todten, sie bebt vor Angst und von tiefem Weh, wenn sie an den Lebenden denkt, der ihr am nächsten steht.

Zu gleicher Stunde kündete Theresia Halm ihrer Meisterin den Dienst.

„Es ist mir schon recht, daß du gehst,“ sagte die Frau, denn lang wär's nicht mehr gegangen; aber, bedenke's zweimal, ehe du den Sepp nimmst. Du weißt so gut wie ich, daß er ein Huddel ist und abgesehen in einem Alter, wo die Andern das Saufen anfangen.“

„Meisterin,“ entgegnete schnippisch das Mädchen, „wenn man in ein eigen Nest sitzt, so muß man den Vogel mit drein nehmen, ich will ihn schon drillen, er soll ein ganz Anderer werden, als was seine einfältige Mutter aus ihm gemacht hat.“

„Halt dein Maul und red' nicht so von der Frau, das ist von den brävsten Eine. Wer der Etwas anhängt, muß selber aus dem Murloch kommen. Mach' was du willst, es geht an

Keinem von Euch Beiden Etwas verloren, aber die Niedeln kann mich dauern.“

„Mutter, ich brauch' Geld,“ sagte Sepp am Sonntagmorgen. „Wir wollen in die Stadt, die Hochzeitskleider holen.“

„Heilige Mutter Gottes,“ jammerte die Frau, „du wirst doch zu unnütz kein Geld ausgeben. Wir sind gar zu arm, verdient doch Niemand mehr und Abgaben sammt Zins sollen bezahlt werden. Du kannst dir des Vaters Kutte und Hosen zurecht machen lassen, so steckst du in eines braven Mannes Zeug. Das Theresel kann sich selbst ein Kleid kaufen.“

„Das braucht seinen Lohn zu Anderm,“ berichtete Sepp. „Mir kommt's nicht d'rauf an, was ich anthue, aber der Hochzeiterin muß ich den Rock anschaffen, so ist's Brauch.“

Wohl oder übel holte die Wittve ihre mühsam zusammengebrachten Groschen herbei und als der Sohn mit denselben weg war, starrte sie den Boden des leeren Geldkörbchens an. „So, jetzt ist unser Nestel fort!“ seufzte sie, indem sie das Thürlein zudrückte.

Sie ging in's Amt, sie ging in die Besper, sie that in Haus und Stall was sein mußte und kehrte zur Kirche zurück. Als sie spät Abends heimkam, setzte sie sich auf den Baumstamm vor der Hofthüre; ihr graute vor dem Hause, aus dem das letzte Geld, das ihr braver Mann verdient, verschwunden war. Es war wohl nur Metall, aber der Schweiß des treuen, redlichen Arbeiters hing daran. Immer noch sah sie die starren Weiden des Geldbehälters vor sich. „Ach, barmherziger Gott, wir waren gewiß manchmal arg arm, wir haben zusammen

entbehrt und gehungert und waren dennoch zufrieden und glücklich, aber jetzt . . . wie wird's kommen? O Vater, hol' mich hinauf zu dir," flüsterte sie, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug, wo Stern um Stern an dem dunkeln Gewölbe aufbligte.

„Guten Abend, Gevatterin," hörte sie plötzlich Jemanden neben sich. Es war ein Bekannter, der auch in der Stadt gewesen. „Ihr wartet, mit Schein, auf Eure Hochzeitsleut'? Da könnt Ihr noch eine Weile warten, sie sitzen am Graben. Das Theresel weiß nicht, wie es den Sepp heben soll.“

Die Frau antwortete nicht. Als der Hiobsbote weg war, stand sie auf und legte sich in's Bett, aber schlafen konnte sie nicht. Sie hörte jede Stunde schlagen und endlich einen unebenen Tritt die Treppe hinaufpoltern.

Am Morgen fragte die Mutter: „Hast noch Geld übrig?"

„Nichts mehr, keine Su," war die Antwort.

„Habt Ihr die Sach gekramt?" fragte sie weiter.

„Es hat seine Sachen," sagte der Sohn kurz. Er war sonst auch nicht stark auf's Reden; aber heute mochte er dem Examen besonders gerne ausweichen. Hatte er doch des Vaters Geld vertrunken, wobei ihm die Braut geholfsen. Das Hochzeitskleid war auf Borg gekauft worden.

Nicht lange ging's, da kam der Hausrath, in einer Kiste, einem Schrank und einer Kommode bestehend. Ein Bett war nicht dabei. Man nahm als selbstverständlich an, daß die Wittve ihr Bett den Jungen überlasse. Sie zog wirklich in die Kammer und begnügte sich mit des Sohnes Bett. Wie der Frau

dabei zu Muthen war, darum krächte kein Hahn. Die Braut that schon, als sei sie Meister, konnte man Besseres erwarten, als sie junge Frau war?"

V.

Die neue Haushaltung.

Behmüthig bläht die Mutter das Feuer an, das sie fünf- undzwanzig Jahre lang auf dem Herde gepflegt und gehegt. Da kommt Therese in die Küche und bedeutet ihr: „Das ist von jetzt an meine Arbeit; wenn Ihr Langeweile habt, so könnt Ihr die Kuh füttern, melken und misten.“ Widerstandsfähig war die arme Niedeln schon lange nicht mehr. Sie ging in den Stall. Als die Kuh sie traurig ansah, strich sie ihr über den Rücken und sagte: „Gelt, Bräunel, uns Beiden geht's schlecht.“ Die arme Mutter ging so viel als es ihr möglich war, in die Neben; sie band an, sie bog, sie heftete, sticte, ja sie hackte und rührte. Die Jungen thaten sich derweilen güthlich daheim. Aber wie es so geht, je mehr Sepp in's Saufen kam, desto mehr mißgönnte ihm die Frau den Trunk, sie wollte auch Etwas haben, darum legte sie sich auf's Schnupfen und Schnaps trinken. So lebten sie alle Tage herrlich, bis der Frommel, vor dem sie den Hochzeitsrock gekauft, an die Thüre klopfte. Gerne wären sie nicht daheim gewesen, aber sie waren eben daheim und mußten auf die Frage, die der Jud' ihnen stellte, berichten. Sepp sagte: Frommel solle warten, er bekomme sein Theil am Herbst.

„Was,“ sagte Thereje, „das Lumpenzeug, das Ihr uns aufgehängt, wollt Ihr bezahlt haben? Es ist kein Schinder nuß, Ihr könnt es wieder mitnehmen!“

Der Jud' ließ sich nicht auf die Füße treten, er zeterte noch mehr als die Frau. Darüber kam die Mutter heim. Als sie den Handel hörte, weinte sie in ihr Fürtuch. Ein neues Leid brach über das Haus herein.

Der Jud' ging vor Gericht, es kostete die Kuh. Was davon übrig blieb, floß die Gurgel hinunter.

Wo bei einem armen Rebmann die Kuh fehlt, da gebricht's nicht allein jeden Morgen an der süßen, jeden Abend an der Sauermilch, es fehlt beim Kochen die Butter, es fehlt aber ganz besonders am Dünger, um die Reben in Stand zu halten. Wie leicht nährt übrigens eine tüchtige Frau dieses nützliche Hausthier. Findet sie doch dessen Bedarf in den Reben, am Rain, in der Furche; aber der Futterbündel darf nicht einem Spagennest gleich sehen, wie es die Mutter vorausgesagt.

Auf den Herbst verträstete Sepp Alle, welche Ansprüche an ihn hatten, aber Keiner wollte sich so recht verträsten lassen, besonders der Ginnehmer nicht. Als dieser Kosten machte, fielen auch die Gläubiger daren. Der Herbst wurde zwangsweise versteigert und der Erlös fiel den Gläubigern zu.

Die arme Mutter irrte bei alledem wie heimathslos umher; da klenkte es im Kirchthurm: Komme heim! komme heim! sie kniete an ihrem gewöhnlichen Platz und betete: Unser Vater! Das Wort war so tröstlich, daß sie nur Unser Vater! sagen mochte, das arme, schmerzlich pochende Herz

wurde stille. Die Seele fand ihre Heimath weit über der Stätte, die nur Leid und Elend für sie hatte. Die Großenbäuerin ging mit ihr aus der Kirche.

„Wie geht's dir, Lisbeth? sagte sie. Ich hab' dich die längste Zeit nicht gesehen und wir sind doch immer gut mit einander gewesen. Weißt noch in der Schule und als du bei meiner Mutter Magd gewesen. Ich hab's nicht verdient, daß du mich so ganz vergiffest.“

„Zürn' mir nicht, Lenel, daß ich nicht zu Euch komm', so wie es bei uns steht, könnte man meinen, ich wolle bei Euch heischen, und dafür möcht' ich nicht gelten.“

„Du dumm's Ding, daß ich so sagen muß, ja noch ärger, du wüßt's Ding! Gönnt Einem nicht das Wort und weißt doch, wie treu ich's mein'. Und daß du's nur weißt: umsonst geb' ich dir keinen Mauspelz, du mußt's verdienen. Unser Josephine soll nächstes Jahr heirathen, nun muß ich ihr das Getüch rüsten. Was das heut' zu Tag auf sich hat, weiß kein Mensch; nun möcht' ich eine Spinnerin haben, wie du eine bist, aber den Hauf geb' ich nicht aus, du mußt bei uns spinnen. Das ist einmal so Brauch in unserm Hof.“

Zum ersten Male seit langer, langer Zeit brach ein mattes Lächeln durch die thränengefurchten Züge der armen Frau. Sie wollte danken, aber sie sagte bloß: „Unser Vater, der du bist im Himmel!“ Die Großenbäuerin muß es auch so verstanden haben, denn sie wischte mit der Schürze über die Augen, als sie der armen Jugendfreundin Gut' Nacht! sagte.

VI.

Ausgehaut.

„Da soll das Donnerwetter in die Reben schlagen!“ geiferte Therese am Abend des Tages, wo die Gläubiger sich in den Herbst theilten, „man kann das ganze Jahr schinden und rackern und die Andern herbsten.“ Was die Zungen übrigens geschunden, das ging, im Vorbeigehen gesagt, an einen kleinen Klaz; weit mehr hing der Mutter Schweiß an dem Gut.

„So ist mir's auch,“ bestätigte Sepp, „der Teufel hol' Grund und Boden, wenn unser Einer Wasser saufen soll.“

„Jesus, Maria! sagt so nichts,“ jammerte die Mutter, „man ruft dem Donnerwetter und dem Teufel nicht vergebens, das kommt, ach, Herr und Heiland! das kommt nur zu bald,“ warnte die alte Frau, die Hände ringend.

„Mutter,“ erklärte Sepp, „das ist mir einthun, wer Meister ist, unser Herr Gott oder der Teufel. Vielleicht hätte der Teufel noch mehr Einsehen mit armen Leuten als der, wo bis dato regiert haben soll.“

„Mit den Sachen braucht Ihr dem Sepp und mir nicht zu kommen, wir wissen besser Bescheid darüber als eine Bet-schwester, die noch nichts anders gehört hat, als was ihr der Pfaff vorschwaht!“ sagte Therese.

„Der hat gut reden,“ half Sepp nach, „der setzt sich alle

Tage an den vollen Tisch und trinkt: Herz, was begehrt.
Der kann unserm Herr Gott schon zu Best' reden."

Die Mutter ließ solchem Unverstand gegenüber das
Widerreden; ihre gefalteten Hände sanken in den Schooß,
während sie leise betete: „Bergib ihnen, sie wissen nicht, was
sie thun."

Schwül lag's über den Dreien, als die Großenbäuerin
anklopfte.

„Lisbeth, ich komm' dir sagen, daß unser Ambrosi heut'
Abend deine Sachen holen wird, deine Kammer bei uns ist
leer, du darfst nur einziehen."

Die Mutter wollte Antwort geben, als Therese giftig da-
zwischen fuhr: „Von was für Sachen ist da die Red'? — ich
mein', was da ist, ist unser, deretwegen braucht der Ambros
nicht anzuspinnen."

„Horch, du Lastermaul," jagte die Bäuerin ruhig, „was
dein ist, das leckt kein Hund, denn du bist noch schuldig, was
du hast machen lassen. Was in dem Haus ist gehört der Nie-
deln, es steht nirgends geschrieben, daß es anders ist; sie kann
mit ihrem Geräth machen, was sie will, und du darfst deine
unsaubere Nas nicht darenin stecken. Von nun an wohnt sie bei
uns, sie ist zu gut dazu, um bei dir den Boffel zu
machen."

Was die Großenbäuerin daraufhin zu hören kriegte, wollen
wir lieber nicht aufschreiben, es wäre nicht sehr erbaulich.

Genug, gegen Abend lud Ambros Bett, Schrank, Stuhl
und Tisch auf und die treue Mutter kehrte ihrer alten Heimath

den Rücken. „Die Leute hätten mich auch ohne dies nehmen können,“ dachte Frau Niesel. Dieser Gedanke stand ihr im Gesicht, da legte ihr die Bäuerin die Hand auf die Schulter und sagte: „So Lisbeth, nun hast du doch Etwas von deinen Sachen, da drunten geht doch Alles in Rauch auf.“

In dem hatte die kluge Frau das Richtige getroffen. So denkfaul auch Sepp im Gewöhnlichen war, er brachte es schon dahin, zu sagen: „Ein Narr wär' ich, das Gut für Andere zu bauen, wir verkaufen ein Stück, so haben wir Etwas im Winter.“

„Das ist das Gescheidteste, was wir machen können,“ meinte auch Therese. So kam Geld in's Haus und mit diesem gute Zeit. Schnaps wurde in's Große angeschafft, und sonst gegessen und getrunken, was dem Einen oder dem Andern gut dünkte. Am Sylvesterabend wollte Sepp in's Geldkörblein langen, um sich eine vergnügliche Nacht im Rappen zu machen, aber er krappelte nichts mehr heraus, als einige Kupfermünzen. „Therese,“ brüllte er, „wo ist mein Geld.“

„Das weißt du so gut wie ich, wir können nicht leben wie die Spazzen.“

„Du hast's versoffen und verschlampt,“ zeterte der Ehemann.

„Du hast g'rad so viel verthan wie ich,“ belferte die Frau wieder.

Sepp ging mit dem Kehrwisch auf Therese los. Diese, behender und geschickter, entriß ihm die Waffe und prügelte ihren Mann tüchtig durch. So gingen die Eheleute Niesel vom alten Jahr in's neue.

Sepp wußte von nun an, daß er nach seiner Frau Peife tanzen müsse; während diese im Bewußtsein ihrer Gewalt lebte und Siege feierte, indem sie sich mit dem Geld, das sie auf die Seite geschafft, gütlich that. Doch auch diese Quelle versiegte; deßwegen lenkte sie ein, mußte doch auf's Neue ein Nebstück verkauft werden. Den Sepp hinzu zu vermögen, war übrigens keine große Kunst. Wo dieser ein volles Schnapsglas in Aussicht hatte, konnte der Mann, wie faul er sonst auch war, auch einen Entschluß fassen. Riedel verkaufte auf baar, deßhalb zahlte ihm der Jude die Hälfte von dem, was das Nebstück werth war. So wurde denn wieder frisch darauf los gehauft. Dieses Mal wollte er der Klügere sein und versteckte einen Theil des Erlöses. Der listigen Frau war nicht zuvor zu kommen, als er seinen Schatz holen wollte, war er weg. Das gab nun wieder Anlaß zu wüsten Reden, die damit endigten, daß Sepp geprügelt wurde.

Die Mutter nezte den Faden, den sie spann, zu großem Theil mit ihren Thränen. Das Herz that ihr weh, wenn sie es erfuhr, daß das Gut, welches sie mit so vieler Mühe und Sorgen errungen, auf die leichtsinnigste Weise verschleudert wurde. Aber dieses Weh war noch das geringere neben dem, welches ihr das erregte Gewissen bereitete.

Ueber dem Spinnen kam ihr Alles wieder ein: Wie sie ihr Kind verderbt, wie sie ihm nachgegeben dem Schulmeister und dem Pfarrer gegenüber. Ihre unerhörte Verblendung und deren schreckliche Folgen fielen ihr schwer und immer schwerer auf die Seele. Sie beichtete, der Geistliche sprach der armen

Frau Trost zu. Ob sie bereute? Ihr ganzes Dasein war ja nur ein Gefühl des Schuldbewußtseins. Aber weder Reue noch Absolution konnten dem Verderben wehren, das ihr Kind in den Abgrund zog. Zu Anfang war sie manchmal in die alte Heimath gegangen; als sie aber von der Sohnsfrau schlecht empfangen wurde, verleidete ihr das Wiederkommen. Die Kirche blieb ihr einziger Trost, dahin schlich sie jeden Tag, sobald es finster wurde, um für ihr Kind und für sich zu beten. Gewöhnlich war es einsam auf ihrem Heimweg; deshalb schrak sie fast zusammen, als sie sich: „Guten Abend, Mutter!“ angerebet hörte.

„Jesus Maria, bist Du's, Sepp,“ sagte sie, „was machst, wie geht's?“ sie faßte im Finstern nach seiner Hand und Sepp hielt die Mutter, fast wie ein Ertrinkerder nach dem Zweige haßt, der vom Ufer niederhängt.

„Erzähl' mir Alles,“ sagte die Frau, indem sie den Sohn neben sich auf die Kirchhofstafel zog. Wie auf einer in sich selbst zusammengefunkenen Brandstätte hin und wieder ein schwaches Flämmchen hin läuft, so kam bei dem elenden Mann auch ein besseres Gefühl zu Tag, als er der Mutter Liebe und Treue inne ward. Früher war ihm das alles selbstverständlich; nun er aber den Abgrund weiblicher Verworfenheit in seiner Frau hatte kennen lernen, wehte ihn die Mutterliebe erquickend an. Er erzählte all' sein Elend, während die Mutter mit verhaltenem Athem lauschte. Das Bewußtsein ihrer eigenen Schuld peinigte sie bei dem Bericht, wie ein Messer bohrte sich die Gewißheit in ihre Seele: Es ist nicht zu helfen.

VII.

Des Säufers Ende.

Die Wittwe Riedel hatte wenig Geld unter den Händen, was sie verdiente, legte die umsichtige Großenbäuerin zurück. „Du mußt allenwege deinen Nothpfennig haben!“ sagte sie. Deswegen sah die Bäuerin verwundert drein, als die Spinnerin sie um Geld ansprach.

„Ich will nach Dreien Aehren,“ erklärte die Frau, „vielleicht wird mir's so leichter.“

„Dagegen will ich dir nicht sein, es soll Jeder seines Glaubens leben,“ meinte die Bäuerin.

Die bekümmerte Frau trat ihre Wallfahrt an. Mutterseelenallein machte sie den langen, staubigen Weg unverdrossen, Kieselsteinchen kamen ihr in die Schuhe, sie ließ sie darin, wenn schon dicke Blasen an den aufgeschwollenen Füßen brannten. Was war das neben dem Jammer, mit dem die arme Seele kämpfte?

Am Wallfahrtsort warf sie sich vor jedem Bilde nieder, sie zündete vor dem Marienbilde eine dicke Kerze an. In unveränderlichem Frieden blickten die Züge der Mutter Gottes hernieder, aber Ruhe kam auch jetzt nicht in die geängstigte Seele.

„Ist dir's leichter?“ fragte die Bäuerin, als die Riedeln von der Wallfahrt heimkam.“

„Nein,“ seufzte die Frau, „es ist mir dato noch, als müsse ein Stück vom Berg über mich fallen.“

„So schwer würd' ich's doch nicht nehmen, wer weiß, ob der Sepp nicht noch zu sich kommt, wenn er nichts mehr hat.“

Frau Riedel schüttelte. „Er ist zu alt, und saufen muß er, ob er will oder nicht. Ja, wenn ich ihn als Kind davor bewahrt hätte, aber das hab' ich nicht gethan. Meine Schuld steht zwischen unserm Herr Gott und mir; deßwegen hilft kein Beten, kein Beichten, kein Wallfahrten; so lange mein armer Sepp unter der Gewalt des Teufels ist, so lange wird die Hölle in mir brennen.“

Die Freundin sagte nichts mehr, sie sah wohl ein, daß es für solche Gewissensbisse keine Linderung gab.

Währenddem lumpte der Sohn, zur Schande der Gemeinde, herum. Noch wohnte er sammt seiner Frau unter dem Dach, das sie überkommen, aber es war ihr Eigenthum nicht mehr. Sie hätten wohl schon ziehen müssen, aber Therese sagte dem Eigenthümer bei jeder Mahnung wüß, so daß diesem nichts mehr übrig blieb, als die Polizei zu Hülfe zu nehmen. Das Wohin? wurde drängend. Aber je mehr der Mangel fühlbar wurde, je höher die Noth stieg, desto häufiger gab's Streit, der jedesmal mit einer Prügelei endete.

Es war ein schöner Sonntag, aus Riedels Hof war Niemand in der Kirche gewesen. Therese hat Schnaps getrunken und sich dann auf's Bett gelegt, um den Rausch auszuschlafen. Da poltert der Sepp herein.

„Ich will mein Essen,“ brüllt er die schnapsdufelige Frau wach.

„Ich hab' nichts,“ brummt sie und kehrt sich der Wand zu.

Sepp reißt seine Frau vom Bett herunter und will mit den Füßen auf sie stehen. Kein Wunder, daß sich Therese ermuntert. In einem Ruck steht sie da und erklärt: „Du kommst mir nicht mehr über die Schwelle; wenn du kommst, so schlag' ich dich todt!“ Dabei regnet's Püffe und Schläge. Sepp zieht von dannen. Er kauert im Beinerhaus, bis die Mutter aus der Kirche kommt; sie geht ihrer Gewohnheit gemäß auf ihres Mannes Grab. Sepp geht ihr nach. „Mutter,“ sagt er, „es will mich todt schlagen; ich darf nicht mehr heim, gib mir Geld, ich will fort.“

Mit zitternden Händen kramt sie im Ruttensack und bringt die Münze heraus, welche sie von der Wallfahrt noch übrig hat. Gierig langt der Sohn darnach. Nun wußte er wohin, und wenn er es nicht von Anfang an gewußt hätte, so wäre es ihm in den Sinn gekommen, als das Wirthshauschild neben ihm baumelte.

Da saß er fest. Andere Sausbrüder kamen dazu. Sepp zahlte seine Schnäpse und wurde deßhalb nach Wunsch bedient. Auch hier erzählte er seine Schwierigkeit heimzukommen.

„Das ließ ich mir von meiner Frau nicht gefallen,“ räth Einer von den Sausbrüdern, „ich ginge mit einem Knüppel und schlug sie breiweich.“ Der Kirchturm zeigte gegen Mitternacht, als Sepp den Rath befolgte. Schwankend und wankend schleppte er sich die Gasse entlang. Der Mond, welcher in Gewitter-

wolken Versteckens spielte, warf sein blasses Licht nur fleckenweise hernieder.

Bergebens klopfte und fluchte Sepp an der Hausthüre, diese blieb geschlossen; es schien sich keine Maus, geschweige ein Mensch in der Wohnung zu regen. Bleiern kam der Schlaf über ihn; deswegen durfste er der Scheune zu, um auf den Heustall zu liegen. Er faßte den Leiterbaum und suchte die Sprossen zu erklimmen. Er war schon weit oben als er herunterstürzte. Von da weg unterbrach bloß dumpfes Röcheln und leises Wimmern die Nachtstille.

Der Tag graut, die Morgenröthe steht blutroth über der Dachfirste, Sonnenstrahlen schießen den Kirchturm vergoldend auf, immer noch kommen die unheimlichen Laute von der Tenne her. Die Thüre am Wohnhaus öffnet sich. Therese erscheint. Als sie die Scheuerthüre offen sieht, geht sie hin, doch unterwegs bleibt sie, wie festgebannt; auch sie hört das Röcheln. „Da hat's gelehrt,“ murmelt sie und läuft zu des Großenbauern. Schneller noch als Therese ist die Mutter neben dem Sohn, der mit gebrochenem Genick an der Leiter liegt. „Lauf zum geistlichen Herrn!“ befiehlt sie denen, welche die Neugierde hergelockt. Sie bettet ihr armes Kind auf den Schooß, sie wischt ihm Schweiß und Blut vom Gesicht, sie streichelt die fahlen Wangen, denen der Tod sein schaudervolles Siegel ausdrückt.

Der Geistliche tritt eben herzu, als der letzte Athemzug die Brust hebt.

„Herr, o Herr,“ fleht die arme Mutter, „lassen Sie ihn nicht ohne das heilige Sacrament sterben!“

„Er ist todt!“ sagt der Geistliche.

Das sieht nun auch die verzweifelnde Frau ein. „Hier und dort verloren!“ schreit sie auf und starrt wie irr auf den leblosen Körper.

.....

In der Dämmerung tragen vier Männer einen Sarg dem Kirchhof zu. An der Mauer, wo Brombeerhecken und Nesseln sich den Platz streitig machen; wo giftiger Nachtschatten den Boden überwuchert, ist eine Grube gegraben. Kein verjöhnender Glockenton schwebt in der Luft, der Todenspsalm: „Aus der Tiefe schrei ich, Herr, zu dir!“ ertönt nicht an diesem Grabe. Keine Freunde, knien betend beim Todensamt. Keine Kerze flimmert, kein Weihrauch glüht: Stumm und schauernd schreiten die Männer über den Kirchhof. Dem rohen Sarge folgt eine Frau. Sie kniet am Grabe nieder, ihre Hände winden sich krampfhaft, die Augen haben keine Thränen mehr. Die Grube ist geschlossen, aber kein Kreuz bezeichnet die Stätte. Immer noch kniet die arme Mutter. Ihr Beten ist schmerzliches Seufzen und Schluchzen, bis es sich über die bebenden Lippen ringt:

„Mein Herr, laß es mein Kind nicht entgelten, was ich an ihm gefehlt hab'! Gerechter Gott, rechne es mir zu!“

